

Der ZEREMONIENMEISTER
Leben und lieben hinter Klostermauern
novum eco, A-7311 Neckenmarkt. 294 Seiten, Format 12 x 19cm. Euro 17,90.
ISBN 978-3-902528-22-3

Auszug aus dem 3. KAPITEL – LebensLügen

Eher freudlos, aber notwendig zur Existenzhaltung musste ich in einer Möbelfirma mein tägliches Brot verdienen. Der trockene Umgang mit Zahlen am Buchungscomputer vermieste mir jede Arbeitsfreude und Kreativität. Zeitweise war ich wohl in der Kundenbetreuung eingesetzt, doch es war nicht so ganz das Wahre. Der Umgang mit Menschen war zwar abwechslungsreicher als das eintönige Buchen von Belegen, aber glücklich war ich erst nach Büroschluss. Ohne Verzögerung fuhr ich in das nahe gelegene Jugendheim, wo ich gerne meine Freizeit verbrachte. Seit meiner Jugendzeit war ich in einer Jugendgruppe. Man könnte sagen, ich bin in Jugendgruppen aufgewachsen. Immer schon hatte es mir Freude bereitet, zu organisieren, neue Ideen zur Freizeitgestaltung zu verwirklichen, kreativ zu sein. Darin sah ich eine ideelle Aufgabe, fand aber auch gleichzeitig Selbstbestätigung, die ich ansonsten vermisste. Wann immer eine Aktion erfolgreich abgeschlossen wurde, freute ich mich riesig über deren Erfolg. In der zweiten Volksschulklasse wurde ich vom damaligen Pfarrer Josef Patscheider, den ich sehr verehrte, zum Ministranten berufen. Meine Selbstachtung stieg, weil man von anderen Kindern beneidet wurde, da man ein paar Lateinverse auswendig aufsagen konnte. Mein ganzer Stolz war die fehlerlose Rezitation des Confiteor Deo. Schon damals hatte ich eine große Sehnsucht nach dem Mysterium der heiligen Messe. Einer Zeremonie beizuwohnen war für mich höchste Wonne. Auch mein Streben, anderen zu helfen, erfüllte mich mit Freude, wurde aber nicht immer mit Anerkennung belohnt. Es hat mich tief verletzt, dass mir Machtstreben unterstellt und so mein selbstloses Handeln in Frage gestellt wurde. Trotz großer Anstrengung brachten meine Gegenspieler es nicht zustande, mich in ihr Schema eines spießbürgerlichen Lebens von Normen einzuordnen. Wenige verstanden meinen Weg, wenige bestärkten mich darin. Meiner jugendlichen Naivität und meiner geringen Lebenserfahrung war es zuzuschreiben, dass ich vieles einfach nicht wahrnahm. Später sollte sich meine Arglosigkeit als verfänglich erweisen. Ein junger Mann, der auch zu Fragen der Sexualität Rede und Antwort stand, war für sie suspekt. In ihrer anmaßenden Vorverurteilung erwarteten sie sogar noch Dankbarkeit. Hat nicht jeder Mensch ein Anrecht auf seine Sexualität? Ist dabei die Normierung der Gesellschaft entscheidend? In der Verfolgung

Andersdenkender hat die römisch-katholische Kirche bereits jahrhundertealte Erfahrung. Gefühle und Argumente wurden mit gutem Gewissen in die Evangelien verbannt und als Fehlinterpretation wiedergeboren. Für den Gläubigen kaum durchschaubar, deshalb lässt man viele in Unwissenheit „sterben“.

Negative Erinnerungen habe ich auch in meinem Vertrauen zu einem anderen Priester. Damals als Oberministrant in der Pfarre St. Paulus. Zum Kooperator dieser Pfarre hatte ich ein besonders inniges Verhältnis. Eines Tages rief er mich in sein Zimmer. Im Gespräch gab er zu erkennen, dass er meine enge Freundschaft zu einem 16-jährigen Gruppenführer beobachtet hätte. Das entsprach der Wahrheit. Mit dem Jugendführer verband mich eine innige und intime Freundschaft. Meine erste gleichgeschlechtliche Erfahrung als 18-Jähriger, die wir beide als ganz normal empfanden. Es war keine Beziehung im herkömmlichen Sinne, sondern ein sich nackt berühren und das gemeinsame Onanieren. Mehr nicht. Wenn auch über einen längeren Zeitraum. Woher wusste aber der Priester davon? Eine Ahnung oder eine reale Beobachtung? Jedenfalls zwang er mich zu beichten. Die Beichte ist an das Beichtgeheimnis gebunden. Dachte ich damals. Ein Irrtum, wie sich herausstellen sollte. Jedenfalls offenbarte ich in der Beichte, in der Gewissheit des Beichtgeheimnisses, meine Homosexualität und die sexuelle Freundschaft. Danach sollte die religiöse Welt wieder in Ordnung sein. Dem war nicht so. Jahre später, ich war bereits Benediktiner, traf ich zufällig meinen damaligen Freund auf der Straße. Er erzählte mir von seiner Heirat, seinen zwei Kindern und ob ich mich noch an unsere ersten sexuellen Erfahrungen erinnere. Natürlich. Sehr gerne erinnerte ich mich an diese lustvolle Zeit. Dabei erzählte er mir schockierende Neuigkeiten. Kurz nach meiner damaligen Beichte beim Kooperator wurde auch er in dessen Zimmer gerufen. Dabei enthüllte ihm der Priester, trotz Beichtgeheimnis, dass er von unserer homosexuellen Freundschaft wisse. Damit setzte er meinen damaligen Freund unter Druck und zwang ihn, einmal im Jahr mit ihm in den Urlaub zu fahren. Damals gab es das Gerücht, dass der junge Priester homosexuell sei, aber seine Homosexualität nicht auslebte. Das war mir nicht bekannt. Ob mein Freund ihm auch sexuell zu Diensten sein musste, darüber sprach er nicht mit mir. Jedenfalls verschwieg mein Freund aus Angst vor seinen Eltern sowohl unser sexuelles Verhältnis als auch die Beweggründe, warum er mit dem Geistlichen in den Urlaub fuhr. Nach einigen Jahren gingen beide im Streit auseinander. Der Priester ließ sich kurz darauf in eine andere Pfarrei versetzen. Wie denken Sie jetzt über das Beichtgeheimnis? Es kommt noch schlimmer – auch im Kloster wurde das Beichtgeheimnis leichtfertig gebrochen.

In der Gemeinschaft der Gläubigen nicht der Norm zu entsprechen ist ein großer Nachteil. Zu dieser Erkenntnis kam ich erst in reiferen Jahren. Als ich den Zusammenhang endlich erkannte, war ich für die Amtskirche bereits eine Persona non grata. Als Sozialrebell wurde ich für die katholische Gemeinschaft untragbar. Nicht mehr vertrauenswürdig für die Institution Kirche. Jene Hierarchie mit dem Irrglauben, im Besitz der einzigen Wahrheit zu sein. Aber eine Wahrheit kann man nicht besitzen. Wahrheit ist nicht mit Worten nachweisbar, sondern durch ein überzeugendes Vorbild. Letztlich endet Opferbereitschaft im Verlust des eigenen Lebens. Dazu war offenbar Jesus von Nazareth bereit. Zeitgleich wurden auch die Pharisäer geboren. Mit göttlicher Autorität ausgestattet richteten gesetzestreue Menschen uneingeschränkt über andere. Sie wollten nicht hören, sie wollten urteilen. Ihre Weltanschauung wurde zur Berufung. Und sie erhoben sich zum Richter – die berufenen Verkünder. Dieses Spiel mit der Wahrheit wurde im Laufe der Kirchengeschichte häufig missbraucht. Mit flinker Zunge wurde so Macht über Menschen ausgesprochen. In sämtlichen Lebensbereichen wurde der Mensch in seiner Freiheit eingeschränkt. Entscheidungen zugunsten der heiligen Mutter Kirche wurden aus niederen Motiven im Machtrausch erzwungen. Die Legalität der Apostelnachfolge zur Phrase. In meiner arglosen Gutgläubigkeit habe ich meine Freizeit kostenlos zur Verfügung gestellt. Dafür müsste ich doch dankbar sein. Als ich jedoch in Not geriet, fühlte sich keiner berufen zu helfen. Wir möchten schon, aber uns sind die Hände gebunden, ließ man mich demutsvoll wissen. Schweigen ist auch eine Antwort. Das war damals. Und heute? Genauso aussichtslos. Die Methoden der Kirchenpolitik haben sich kaum verändert. In der Machtbefugnis ist man lediglich vorsichtiger geworden. Der Machtanspruch wurde geheimnisvoll in ein Dogma verpackt. Warum wohl. Die Antwort können Sie leicht selbst finden. Meine ersten Kontakte mit der Amtskirche führten zur Selbsterkenntnis. Unbarmherzig werden Amtsträger zu hochmütigen Richtern und verurteilen im Namen der Institution Andersdenkende. Selten hat sich einer dieser „Nachfolger Jesu“ die Mühe gemacht zu hinterfragen. Warum auch! Ein Sünder ist Freiwild. Die Frage nach dem Warum hat mich oft gequält. Niemals konnte ich mich einem Erwachsenen anvertrauen und über meine Homosexualität sprechen. Auch sah ich das Sammeln sexueller Erfahrungen nicht als Fehler. Habe ich aus Unwissenheit oder aus sexueller Lust gefehlt? Keines von beiden. Es war wohl eher eine Fehleinschätzung. Der Mangel an Erfahrung. Dieser Zustand beschwor geradezu Missverständnisse hervor. Niemand wollte jugendlichen Leichtsinn als solchen deuten. Darüber sprach man nicht. Man hatte Wichtigeres zu tun. Ich frage Sie, kann man Gefühle sublimieren? Kennen Sie die Antwort, lassen Sie es mich wissen und darüber ernsthaft diskutieren. Menschen mit Problemen

bringen Schwierigkeiten. Deshalb ist Isolation heilsam. Einsam kommt man schneller zur Vernunft. Auch Jesus hat in der Wüste seine Läuterung erfahren, gibt man bibelfest dem Sünder eine beispielhafte Antwort. Tatsachen über Sexualität bleiben in Gesellschaft und Kirche ein Tabuthema. Man verbrennt sich sonst die Seele. Eine Diffamierung ist unkomplizierter und erspart unnötige Diskussionen. Helfen schon, aber. Betroffen sind doch nur die Frevler. Wir anderen haben ein reines Gewissen. Gefühle sind meist ein fürchterlicher Irrtum. Lust minderwertig. Wer im Glauben wissentlich fehlt, ist ein Versager. Daher lautet die Parole: Verdrängen. Damals ahnte ich noch nichts von den unheilvollen Folgen. Eine Vorverurteilung hebt Verantwortung nicht auf. Anklagende Blicke und Missgunst sind schlimmer als eine Verurteilung. So erlebte ich die Jugendjahre oft im Zwiespalt.

Einerseits die Konfrontation mit Lebensfragen und andererseits das berufliche Unbehagen ließen mich den Eintritt in ein Kloster erwägen. Mein Entschluss war nur noch eine Frage der Zeit. Sonderbar. Niemals vorher habe ich mich ernsthaft mit einem solchen Gedanken beschäftigt. Doch plötzlich war diese Eingebung geboren. Gefühlsmäßig hatte ich bereits eine Entscheidung getroffen. Und das in der Blüte meines Lebens. Meine Berufung zum Mönch verfolgte mich sogar in meinen Träumen. Trotz unzureichender Information ließ ich mich von meiner Intuition leiten. Ein fataler Fehler. Obwohl ich mit Priestern über diesen beabsichtigten Schritt sprach, hat mir keiner wirklich abgeraten. Deshalb sah ich auch keinen Grund, alles nochmals zu überdenken. Die Schattenseiten des Klosterlebens blieben im Dunkel. Die eigentlichen Widersacher meiner Bestimmung waren gleichzeitig Rivalen meiner unkonventionellen Jugendarbeit. Deshalb schenkte ich ihrem Einspruch keinen Glauben. Ein schwerer Fehler. Ich war mir meiner Berufung so sicher und davon überzeugt, den Aufgaben im Kloster gewachsen zu sein. Das war für mich Grund genug, meinen Entschluss zu realisieren. Wiederum ein Fehler. Eine Zukunft in dieser materiellen Welt konnte und wollte ich mir nicht mehr vorstellen. Diese Welt hatte für mich jede Verlockung verloren. Nach meiner bisherigen Wertauffassung war ich ein nutzloser Träumer. Deshalb gab es nur noch ein Ziel – das Kloster. Diese Wende sollte mich retten. Den Glauben verkünden und andere Menschen glücklich machen. Wenige wollten mein Motiv verstehen. So war ich der festen Überzeugung, wer einen anderen glücklich macht, ist dabei selbst der Glücklichste. Immer wieder wurden mir andere Beweggründe unterstellt, um so meinen Entschluss als sinnwidrig zu deuten. Niemand von den Erwachsenen wollte meine Ideale respektieren, noch trauten sie mir Glaubensmotive zu. So war meine Entscheidung von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Ich war von meiner Berufung so stark überzeugt, dass ich etwaige Zweifel nicht wahrhaben

wollte. Ich war blind vor Sehnsucht nach Erfüllung. Kindlich naiv im Vertrauen zur Religion. So musste ich mein Ziel verfehlen. Die Wissenden aber versäumten ihre christliche Nächstenliebe. Noch ahnte ich nicht, was auf mich zukommen würde. Ich spürte einfach meine Überzeugung, der ich gehorchen musste. Hinterher ist man immer klüger, doch es verändert nichts mehr. Mein Desaster wurde schon bald zur traurigen Gewissheit. Menschen verschulden eben Fehler. Dürfen deswegen andere richten? Sollte man nicht auch verzeihen? Es ist eben einfacher, von der Verzeihung zu predigen als real zu vergeben. Von der Macht des Verzeihens blieb die Macht. Jene Macht, die zerstört und nicht reinigt. Verdrängen ist ein Trugschluss. Tatsachen nicht wahrhaben wollen, ein Krieg ohne Waffen. Doch Unwissenheit schützt nicht vor Sühne.

Inzwischen schreiben wir das **Jahr 1974**. Das Jahr, in dem ich in das Kloster in Fiecht bei Schwaz/Tirol als Kandidat eintrat. Ein barockes Kloster mit wunderschöner Fassade. Noch war alles geheimnisvoll. Beschaulich. Erwartete mich ein Leben in Beschaulichkeit und innerer Zufriedenheit? Und dies bis zum Lebensende. Konnte ich den Sinn des Lebens erfahren und eine Antwort auf die Fragen des Lebens finden? Würde ich erfüllende Liebe empfangen oder blieb alles nur ein Wunschdenken?



Auszug aus dem 7. KAPITEL – Enttäuschte Hoffnung

Nach der herzlichen Verabschiedung von meinen Eltern betrat ich erwartungsvoll die Klosterpforte. Genau wie damals. Bei meiner ersten Begegnung mit dem Abt. Auch diesmal rief Bruder Pförtner nach dem Abt, und nach wenigen Augenblicken kam er hastigen Schrittes auf mich zu. Mit einem merkwürdigen Lächeln auf den Lippen. Demutsvoll wollte er sogleich einen meiner Koffer tragen. Doch ich verwehrte. Nach einer kleinen Stärkung bei Kaffee und Butterbrot im Vorraum zum Refektorium schritten wir gemeinsam die Stufen zur Prälatur empor. In seinem Büro berichtete ich dem Abt von meinen monastischen Fortschritten. Natürlich hatte er schon die Bewertung von Pater Magister gelesen, die er bereits auf dem Postweg erhalten hatte. Manchmal nickte er zustimmend, dennoch äußerte er seine Bedenken. Was seine Sorge erweckte, konnte ich nicht ahnen, da mir die Beurteilung von Pater Magister verborgen blieb. Nach der vertrauten Belehrung entließ mich Vater Abt mit den Worten

„Nützen Sie die nächsten Monate zur Vervollkommnung ihres monastischen Lebenswandels“.
Bedrückt verließ ich sein Büro.

Was wird die Zukunft bringen? Wie wird sich das Klosterleben entwickeln? Monat für Monat der bekannte Tagesablauf. Gebet und Arbeit wechselten einander in gewohnter Weise ab. Auch Demutsübungen fehlten nicht. Eine Beförderung innerhalb der Hierarchie schien offenbar aussichtslos zu sein. Jedoch eine Vergünstigung hatte ich erwirkt: Ministrieren. Ab sofort war ich persönlicher Ministrant bei einem betagten Mitbruder – Pater Norbert. Täglich bei der Frühmesse um 6:30 Uhr. Eigentlich konnte ich den greisen Mönch gut leiden. Denn er imponierte mir durch seine tägliche Anwesenheit beim Chorgebet – und das mit 84 Jahren. Auch alle anderen Pflichtübungen eines Mönches hielt er gewissenhaft ein. Sein Gesundheitszustand war relativ gut, jedoch litt er an altersbedingter Gicht, und er hörte auch schlecht. Allerdings nur, wenn er etwas nicht hören wollte. Doch die Ansage beim täglichen Tarockspiel (Kartenspiel) wiederholte er bei Undeutlichkeit blitzschnell und für alle hörbar. Wollte man ihn an etwas erinnern, dann antwortete er mit einem schelmischen Lächeln: *„Sie müssen lauter sprechen, ich kann Sie sonst nicht verstehen.“* Einmal wollte ich ihm eine Flasche Schnaps schenken, denn es war bekannt, dass er gerne ein Stamperl trank. Aber er lehnte mit den Worten ab *„Was soll ich mit dieser Flasche?“* Mit lauter Stimme gab ich zu verstehen, dass ich ihm diese Flasche Schnaps schenken wolle. Da meinte er erstaunt, er trinke keinen Alkohol, und im Übrigen habe er meine Worte nicht genau verstanden. Als ich den Versuch machte, seine Zelle zu verlassen, rief er mit ängstlicher Stimme: *„Da Sie schon einmal hier sind, können Sie die Flasche auch gleich hier lassen.“* Interessant auch sein Gehörsinn: Beim Beten des Confiteor in der Frühmesse sprach ich oft bewusst sehr leise, übersprang einige Zeilen, um schneller voranzukommen. Doch nicht mit Pater Norbert. Er hörte immer die richtige Stelle beim Gebet. Versuchte ich schnell oder undeutlich zu sprechen, wiederholte er langsam und in gepflegtem Latein den nochmaligen Wortlaut. So wurde dieses Gebet oft bis zu dreimal Wort für Wort wiederholt. Man konnte kein Wort auslassen, er hörte es genau. Besonders berührte mich, mit welcher Selbstverständlichkeit er den Abt um Erlaubnis bat, wenn er die Clausur verlassen wollte. Bekam er einen Apfel geschenkt, holte er beim Abt das Einverständnis ein. Er verhielt sich so, wie er es im Noviziat gelehrt bekam. Immer demütig und mit bescheidener Zurückhaltung. Dieser liebenswerte greise Pater hätte niemals ohne Zustimmung seines Abtes auch nur einen Finger gerührt. Gerne erinnere ich mich an folgende Begebenheit: Eines Tages lag ich mit 40° Fieber im Bett. Da klopfte es leise an meiner Tür, und nach dem „Ave“ („sei begrüßt“) trat bedächtig dieser

alte Mitbruder ein. In Händen hielt er ein Buch. Aus diesem las er mir eine Stunde lang Heiligenlegenden zur Erbauung vor. Eine freundliche Geste, doch bei Krankheit zu anstrengend. Hätte man doch viel lieber Ruhe. Doch er las immer wieder neue Geschichten und verließ erst auf meine höfliche Aufforderung meine Zelle. Besonders berührend war ein Brief, den er mir am 9. Feber 1975 schrieb. Damals noch Novize in St. Ottilien. Er konnte noch ohne Brille schreiben, erstaunlich für sein hohes Alter. Und seine Schrift, gestochen scharf. Der Brief begann mit den Worten *„Grüß Gott, lieber Bruder Stephanus!“*

Auf liebenswerte Weise erteilte er mir gute Ratschläge, die er mit Heiligengeschichten glaubwürdig illustrierte. Auch warnte er mich vor den Frauen, die es besonders auf zölibatär lebende Menschen abgesehen hätten.

Der Brief endete mit *„Beherzigen Sie, lieber Mitbruder, was Sie da gelesen haben, es wird gewiss viel beitragen zu Ihrer Vervollkommnung. Beten wir füreinander. Ich schließe Sie täglich ins Messopfer und ins Gebet ein. Gott segne Sie! In der Liebe Christi grüßt Sie bestens Ihr Mitbruder in Christo.“*

Diesen Brief bewahre ich noch heute auf.

Der klösterliche Alltag war manchmal nervend und manchmal leblos. Dann jener denkwürdige Tag, an dem mich Pater Abt wieder einmal in seine Kanzlei beorderte. Einige Schriftstücke mussten geschrieben werden, auf einer klapprigen Adler-Schreibmaschine. Und so wurde ich sein Secretarius (Sekretär). Keine Ernennung, keine Beglaubigung. Es war einfach so. Von nun an überließ er mir den gesamten Schriftverkehr und seine Terminplanung. Ich war der 1. Sekretär des Abtes. Ein himmlisches Gefühl. Nun war ich eine Respektperson. Kurze Zeit später noch so ein glücklicher Tag. Der Tag der zeitlichen Profess, die Ablegung der Ordensgelübde auf drei Jahre. Diese Zeitspanne diente nochmals zur sorgfältigen Prüfung für die Eignung zum Ordensleben. Der ersehnte Tag: 26. Dezember 1975. Es sollte ein großes Fest werden mit etwa hundert geladenen Gästen. Als ich meine Eltern vom freudigen Ereignis informierte, waren sie nicht sonderlich begeistert. Auch mein Bruder lehnte dankend ab. Er sei an diesem Tag beruflich im Ausland, so seine Begründung. Das Fest der Profess ist mit einer Verlobung zu vergleichen – ein festliches Ereignis. In derselben Woche verschickte ich Einladungen an meine Jugendfreunde, Bekannte und Kollegen aus der Jugendarbeit und natürlich an meine Familie. Es gab viele Vorbereitungen für die kirchliche Zeremonie, den Konvent, die Festtafel. Vieles musste organisiert werden, vom Schreiben der Einladung bis zur feierlichen Gestaltung der Liturgie oder der Reihenfolge beim Festtagsmenü. Der große Tag rückte immer näher. Die Einladungen waren bereits

verschickt. Alle nötigen Maßnahmen für die Liturgie und die anschließende Festtafel vorbereitet. Endlich, der ersehnte Tag: **Der 26. Dezember**. Am frühen Morgen beteten die Mönche die Laudes in der Chorkapelle. Anschließend Frühstück im festlich geschmückten Refektorium. Einfach köstlich: in silbernen Gefäßen frisch gebrühter Kaffee und schaumig geschlagene Milch, geschnittenes Schwarzbrot, selbst gemachte Marmelade, Honig und Butter, Kuchen und Obst. Vor meinem Sitzplatz ein bunter Blumenstrauß. Überall freundlich lächelnde Mitbrüder. Was für ein Tag. Die kirchliche Feier war um 9:00 Uhr Früh. Ein kalter Wintertag, minus 20 Grad und Schneetreiben. Die Autos der ankommenden Gäste wurden von Mitbrüdern auf dem Klosterparkplatz eingewiesen. Es kamen Freunde aus der Jugendzeit, befreundete Familien aus Innsbruck und Reutte, sogar aus Holland. Ebenso ehemalige Jugendführer aus den Pfarren St. Paulus, Saggen und Petrus Canisius. Eltern und Verwandte begrüßte ich an der Klosterpforte: Vater, Mutter, Großeltern, Onkel Klaus, Tante Herta, sie führte ich persönlich zu den reservierten Sitzplätzen im Chorgestühl der Stiftskirche. Die Kirchturmuhre schlug viertel vor 9:00 Uhr. Mit klopfendem Herzen eilte ich in die Sakristei. Dort wartete bereits der Abt im glanzvollen Brokatornat. Und Pater Judas war an diesem Tag der Zeremonienmeister. Weihrauch wurde ins gotische Prunk-Weihrauchfass eingelegt. Berausende Düfte stiegen wie Gebete zum Himmel empor. Da, der Ruf des Zeremonienmeisters – „*procedamus in pace*“. Langsam bewegte sich der Festzug in Richtung Kirche: voran die Ministrantenschar mit Vorzugskreuz, dahinter der gesamte Konvent, sogar die Mitbrüder aus den Pfarreien, dann Stephanus, zuletzt der Abt in seinen Pontifikalien. Hinterher schritten die Infulträger des Abtes. Da schellte die kleine Glocke am Eingang zur Sakristei und gleichzeitig erklang der Gesang des Kirchenchors mit der Krönungsmesse von Mozart. Würdevoll durchschritten wir den Mittelgang zum Presbyterium (Altarraum). Die ersten Stufen waren erreicht, Kniebeuge. Der Abt übergab seinen Schleifenträgern Inful und Stab, beräucherte anschließend rundum den Altar und schritt langsam die Stufen zu seinem Thron empor, in der Mitte des Presbyteriums. Links und rechts im Chorgestühl der Mönche meine Gäste mit ehrfurchtsvollem Gesicht. Überall gespannte Aufmerksamkeit am kirchlichen Geschehen. Tief ergriffen und mit Tränen in den Augen meine geliebte italienische Oma, die einzig Religiöse unserer Familie. Abt Gregor informierte nun die Gläubigen über die Gelübdeablegung. Inzwischen war ich vor den Altar getreten. Der Abt, assistiert von Pater Prior und Pater Petrus, nahm mich in Empfang. Mit einer Handbewegung hob ich kurz mein Ordenskleid, kniete nieder, breitete die Arme aus und sang mit zaghafter Stimme: „*Suscipe me, Domine, secundum eloquium tuum, et vivam*“
... dann verschränkte ich meine Arme vor der Brust und sang weiter

„*Et ne confundas me ab exspectatione mea*“ („Nimm mich auf, oh Herr, nach deinem Wort, so werde ich leben, und enttäusche mich nicht in meiner Hoffnung!“).

Von hinten trat Bruder Schneider heran und bekleidete mich zusätzlich mit der Kukulle. Dieser Umhang war das sichtbare Zeichen eines Mönches, mit zeitlichen Gelübden. Dann verlas ich von einer vorbereiteten Schriftrolle mein Gelöbnis:

„*Im Namen unseres Herrn Jesus Christus. Vor Gott und seinen Heiligen gelobe ich, Bruder Stefan Peer aus Innsbruck, in der Diözese Innsbruck, auf **drei Jahre** Beständigkeit, klösterlichen Lebenswandel und Gehorsam nach der Regel des heiligen Vaters Benedikt und den Konstitutionen der Kongregation von St. Ottilien, in der Abtei des heiligen Georg zu Fiecht. Dieses Gelöbnis gebe ich hiermit kund vor dem hier anwesenden Abt Gregor Schinnerl und den Mönchen der Abtei.*“ Danach besiegelte ich am Altar mit meiner Unterschrift das Gelöbnis. Zum ersten Mal mit dem Namen – *Frater Stephanus*. Der Weiheakt endete mit der Beglaubigung der zeitlichen Gelübde. An diesem Tag wurde auch gleichzeitig ein Testament beim Abt hinterlegt, in dem ich einer bestimmten Person oder dem Kloster meine Besitztümer überschrieb. Ich vererbte alles dem Kloster. Nun geleitete mich der Zeremonienmeister zum Chorgestühl. Mit den Fürbitten wurde die feierliche Liturgie fortgesetzt. Nach dem feierlichen Schlussegen des Abtes – + *Benedicat vos omnipotens Deus* – schritten alle Mönche würdevoll durch das Mittelschiff in die Sakristei. Dort nochmals herzliche Gratulation von allen Mitbrüdern. Sogleich eilte ich vor das Kloster, um meine Gäste in das Gastrefektorium zu begleiten. Danach begleitete ich die Familienmitglieder zum Festmahl ins Refektorium des Klosters. Aus diesem Anlass wurde ausnahmsweise die Clausur auch für Frauen zugänglich gemacht. Der Speisezettel konnte sich sehen lassen. Man kredenzte Hirschbraten in Rahmsauce mit Preiselbeeren, Schwäbische Spätzle und gemischten Salat. Zum Trinken gekühlter Rot- oder Weißwein nach Herzenslust und als Nachtmahl Backwerk. Ein aus Brandteig geformter Schwan, gefüllt mit süßer Sahne. Sogar Rauchen war erlaubt. Ein fröhliches, unbeschwertes Fest, das bis zum frühen Nachmittag dauerte. Erst nach und nach verabschiedeten sich alle Gäste, zuletzt meine Eltern. Ein unvergesslicher Tag in meinem jungen Leben. Danach übernahm wieder der Alltag das Zepter.

Ernüchterung bereits am nächsten Tag. Mein Widersacher, der Bruder Diakon, begegnete mir am Gang. Mit grimmigen Blick stellte er mich zur Rede, warum ich nicht beim Putzen der Gänge anzutreffen sei. Anstatt einer Antwort wandte ich mich einfach ab. Dies erregte seinen Zorn. Wütend und mit barscher Stimme forderte er abermals lautstark eine Antwort. Schweigend verschwand ich in meiner Zelle. In seiner arroganten Dreistigkeit pochte er mit

der Faust an meine Tür und schrie laut: „*Sie gehen sofort wieder an Ihre Arbeit.*“ Meine Geduld war am Ende. Blitzschnell öffnete ich die Tür, und ehe er sich versah, spürte er links und rechts meine Handflächen im Gesicht. Ich hatte ihn geohrfeigt. Erstaunt sah er mich an. Mit glasigem Blick verschwand er ohne ein Wort. Jetzt hatte ich einen Erzfeind.

Doch es gab auch schöne Tage im Klosteralltag. Wie jener, an dem unverhofft das Telefon in meiner Zelle klingelte. Am anderen Ende der Leitung Pater Edgar: „*Kommen Sie bitte in mein Büro im Internat.*“ Was der Mitbruder wohl wollte? Pater Superior, Stellvertreter des Priors sowie Regens vom Hauptschulinternat, erfreute sich großer Beliebtheit bei den 10-14-jährigen Jugendlichen. Pater Edgar, der spätere 63. Abt von Fiecht, war ein so genannter schöner Mann: Groß gewachsen, schlank, mit vollem schwarzen Haar und markanten Gesichtszügen. In Zivilkleidung verwechselte man ihn leicht mit einem Generaldirektor eines Konzerns. Er hatte ein natürliches autoritäres Charisma. Zöglinge erfüllten ohne Widerrede seine Anordnungen. Dennoch ein gütiger und verständnisvoller Mensch. Frommes Gerede war ihm verhasst, sein Glaube ungekünstelt. Sport für ihn ein Muss, und sehr offen gegenüber modernen Entwicklungen sowie absolut vertrauenswürdig. Sein Wesen eher nüchtern. Ein angenehmer Mitbruder, beinahe ein Freund. Ich betrat sein karg möbliertes Büro im Internat, gewohnt höflich bot er mir einen Sitzplatz an. „*Gleich zur Sache, lieber Mitbruder*“, seine Worte, „*wie Sie wissen, meine vielfältigen Aufgaben in Kloster und Internat lassen mir wenig Zeit, und aus diesem Grunde übertrage ich Ihnen die Funktion des 1. Zeremonienmeisters.*“ Pater Edgar amtierte bisher in dieser Position. Aushilfsweise auch Pater Judas, der die Nachfolge erhoffte. Doch es geschah anders! Es war das erste Mal in der Klostersgeschichte, dass ein junger Bruder zum Zeremonienmeister ernannt wurde. Mein Herz pochte zum Zerspringen, denn nun hatte sich mein sehnlichster Wunsch erfüllt. Pater Abt musste die Ernennung noch bestätigen. So geschah es auch. Jetzt herrschte ich über das Presbyterium und konnte meine Aufführungen inszenieren – auf der liturgischen Bühne klösterlichen Lebens die Hauptrolle spielen. **Ich – der Zeremonienmeister.**



Schon bald war Weihnachten und die Liturgie dieser Tage besonders vielfältig an klangvollen Chorälen und erbaulichen Gebeten. Mit großer Hingabe erteilte ich Anweisungen zum Schmücken des Altarraumes. Eifrig wurden die Proben für Ministranten und Kleriker abgehalten, der Chor der Stiftskirche musste noch instruiert werden, und, und ... ein überglicklicher Stephanus. Fortan zählten zu meinen vielfältigen Aufgaben die würdevolle Gestaltung der Liturgie an hohen Festtagen (Weihnachten, Ostern usw.) sowie die

Pontifikalämter des Abtes. Weiters auch Prozessionen, Umgänge, Wallfahrten und das Protokoll für die Firmungsreisen des Abtes. Nicht zu vergessen bei kirchlichen Festtagen die Festtafel zu schmücken, den Persönlichkeiten aus Politik und Kirche ihrem Rang entsprechend den Sitzplatz im Refektorium zuzuweisen. Eine Auslastung über das ganze Jahr. Kam ein Würdenträger zu Besuch, ein Abt eines anderen Klosters oder ein einfacher Mönch, so mussten alle mit benediktinischer Gastfreundschaft bewirtet werden. Auch die Versorgung der Gäste aus Einkehrtagen zählte zu meinen Pflichten. Dem nicht genug. Zu den üblichen Anforderungen als Secretarius und Zeremonienmeister war ich auch noch Gastbruder sowie für die Hausordnung zuständig. Unangenehm die Aufgabe des Gastbruders. Erschütternde Szenen von Obdachlosen an der Klosterpforte waren kein Einzelfall. Jeder Mensch hatte sein eigenes Schicksal. Welcher Lebenswandel verbarg sich wohl hinter dem zerfurchten Gesicht dieses armen Bettlers – seine glanzlosen Augen ließen es erahnen. Erbaulicher waren die Erzählungen eines Missionars auf Heimaturlaub oder das eindrucksvolle Ereignis einer prominenten Gesellschaft, die des Rotary-Clubs. Ein ganz besonderes Erlebnis war der alljährliche Besuch des Grafen von der Lilie (Nachfahren der berühmten Fugger-Familie). Wie jedes Jahr am Dreikönigstag (6. Jänner) besuchte der Graf mit seiner Familie unser Kloster und erwies dem Abt seine Ehrerbietung. Pünktlich um 15:00 Uhr nachmittags warteten wir vor der Klosterpforte auf das Eintreffen der Adelsfamilie. Endlich war es so weit: Ehrfurchtsvoll küssten zuerst der Graf, dann seine Frau Gemahlin, danach die Kinder den äbtlichen Ring. Für diesen Anlass holte der Abt seinen kostbarsten Ring aus der Schmuckschatulle. Ein Prunkstück in Form einer Blume, kunstvoll besetzt mit Rubinen, Smaragden, Saphiren und Diamanten. Auch das Brustkreuz, in beachtlicher Größe, besetzt mit wertvollen Edelsteinen, in der Mitte aus Email eingearbeitet eine Szene aus dem Leben Jesu. Nach der Huldigung wurde im Gastrefektorium bei Kaffee, Glühwein und Gebäck dieser Feiertag gebührend gefeiert.

Auch Brauchtum und Tradition wurden eingehalten – in der Haussegnung. Ein Schauspiel der Demut: Die Segnung vom gesamten Stallgebäude mit Weihwasser. Der Abt marschierte mit seiner Assistenz in jedes einzelne Gebäude, um mit geweihtem Dreikönigswasser den Segen für das kommende Jahr zu erflehen. Noch nicht genug. Dazu wurde noch jeder Nebenraum des Stallgebäudes einzeln mit Weihrauch beräuchert. Unter ständigem Beten von Segensformeln. In seinem Übereifer segnete der Abt jede Kuh, jedes Schwein, jedes Huhn, jeden Hasen und sprach zusätzlich noch über jedes Tier ein Gebet. Die Stallgerüche, die bei

diesem Umgang eingeatmet wurden, sind unbeschreiblich. Tage danach konnte man den „Duft“ von Schweinen und Kühen noch immer riechen.

Mit Unbehagen erinnere ich mich an folgenden Tag zurück: Es war der Tag des Begräbnisses, für ein 15-jähriges Mädchen aus dem Dorf, das an einem Gehirntumor verstarb. Meine traurige Aufgabe: die Begleitung des Kondukts. Am Friedhof Totenstille, unterbrochen vom herzergreifenden Weinen der Eltern und dem Wimmern der hinterbliebenen Geschwister. Ein schwarzer Tag.

Natürlich erlebte ich auch schöne und unbeschwerte Tage, wie die Vorbereitungen für die monatliche Prozession im Felsenkloster St. Georgenberg. Eine Wallfahrt war besonders eindrucksvoll: Viele tausend Menschen folgten der Einladung zum Bitt- und Bußgang und lauschten ergriffen, mit brennenden Kerzen in Händen, der Predigt des Bischofs DDr. Paulus Rusch (†31.03.1986). Denn zur letzten Wallfahrt des Jahres im September, der Landeswallfahrt, wurde der Diözesanbischof eingeladen. Diesmal wurden viele Menschen Zeuge eines unvergesslichen Erlebnisses. Mit ergreifenden Worten prangerte Seine Exzellenz die Missstände im Land Tirol an. Denn der Bürgermeister der Landeshauptstadt plante eine Abtreibungsklinik zu errichten. Mit salbungsvoller Stimme rief der Bischof den tausenden Menschen laut zu.

„Und so rufe ich euch auf, wie einst der Nationalheld Andreas Hofer bei der entscheidenden Schlacht gegen die Franzosen – Mander es isch Zeit. Nun ist eure Zeit gekommen, die Stunde hat geschlagen, wehret den Anfängen ...“

... und seine imponierende Predigt endete mit den Worten

„... und im Namen Gottes des Allmächtigen, dem Herrscher über Leben und Tod ... es wird die Gerechtigkeit siegen.“

Und während er das *Amen* der erstaunten Menge zuhauchte, breitete er seine behandschuhten Hände aus, neigte gleichzeitig den Kopf wirkungsvoll zurück, während seine Augen Hilfe suchend zum Himmel emporblickten. In der Menge war ein Raunen der Bewunderung zu hören. Mit der patriotischen Tiroler Landeshymne „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war ...“ endete diese eindrucksvolle Wallfahrt.

Interessant war auch der Umgang anlässlich des Patroziniums der Pfarrgemeinde Vomp. Der Bürgermeister des Dorfes hatte die Ehre, dem Prälaten die linke Hälfte des Pluviales aufzuhalten. Eine kleine Lasche an der Innenseite des Mantels wurde mit dem Zeigefinger gehalten. Jedes Mal, wenn der Abt zum Segnen seine Hände hob, öffnete man den Rauchmantel (Pluviale). Die zweite Hälfte des kostbaren Mantels hielt der Vizebürgermeister. Eine Kuriosität, bedenkt man, dass erwachsene Männer in einem politischen Amt sich um

diese Gnade bemühten. Dann jener Tag, an dem ich unter Mithilfe von Pater Superior das Studium an der Religionspädagogischen Akademie begann. Die Ausbildung zum Lehrer für katholische Religion dauerte drei Jahre und schloss mit dem Lehramtszeugnis ab. Bei positivem Studienabschluss (Notendurchschnitt 1,8) verlieh das bischöfliche Ordinariat⁶² die *Missio canonica*, die Ermächtigung zur Erteilung des katholischen Religionsunterrichtes. Praktische Lehrauftritte an öffentlichen Schulen unterbrachen erholsam die Zeit des Studiums. An einem dieser Tage war auch mein erster Probeauftritt. Geschicktes Reden, ein sauberes Tafelbild sowie mein sicheres Auftreten überzeugten die Professoren und stärkten gleichzeitig mein Selbstwertgefühl. Zu meiner großen Freude erhielt ich vom Abt die Erlaubnis für ein Schuljahr, eine Hauptschulklasse in der nahen Stiftsschule zu übernehmen. Ich war ein glücklicher Mönch. Doch einzelne Wolken verdüsterten bereits den klösterlichen Himmel – der Zweifel. Nur noch einige Monate bis zur Erneuerung meiner zeitlichen Gelübde oder die Ablegung der ewigen Profess. Die lebenslange Bindung an das Kloster mit den Gelübden des Gehorsams, der Armut und des klösterlichen Lebenswandels (Ehelosigkeit). **Lebenslang.** Wie sollte ich mich entscheiden? Die viele Arbeit, das Studium, die Gebetszeiten waren zwar eine große Belastung, doch erfüllten sie mein Leben. Trotz einiger Probleme.